

Das Ende der Universität Wittenberg.

Von

Sanitätsrat Dr. Gottfried Krüger.

Sonder-Abdruck

aus „Thüringisch-Sächsische Zeitschrift“ VII, Band, II. Heft.

Mit einem Anhang:

Die Vereinigungsurkunde der Universitäten Wittenberg
und Halle vom 12. April 1817.

Wittenberg 1917.

Im Selbstverlage des Verfassers.

Als im Jahre 1802 die Universität Wittenberg drei Tage lang mit großem Glanz und innerlichem und äußerem Pomp ihr 300jähriges Bestehen feierte, da erhob sich am Nachmittage des ersten Festtages bei dem auf dem Rathause veranstalteten Festmahl der ehrwürdige Abt Henke als Vertreter der nun auch schon seit mehr denn 100 Jahren schlummernden Universität Helmstedt und brachte folgenden Trinkspruch aus: „Möge das vierte Jahrhundert der Wittenbergischen Universität für das Reich der Wahrheit und Sittlichkeit so fruchtbar werden, als die ersten vier Jahrzehende nach ihrer Stiftung gewesen sind!“, und der Dr. der Philosophie und Bibliothekar Schundenius, der uns dies Wort aufbewahrt hat, fügt seinem Bericht hinzu: „O möchte, möchte doch der gute Genius Wittenbergs des Wunsches Erfüllung, wenn auch nur zur Hälfte bringen!“¹⁾ — Aber selbst dieser bescheidene Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Als das Jubelfest der Reformation, das die Universität Wittenberg in den vorangegangenen beiden Jahrhunderten 1617 und 1717 mit ganz besonderer Feierlichkeit begangen hatte, zum dritten Male gefeiert wurde, gehörte sie bereits der geschichtlichen Vergangenheit an. Selbst die Pietät gegen die größten Geister, die an ihr gewirkt haben, Luther und Melanchthon, hat sie nicht vor dem Untergang retten können.

Der Wunsch, diese auffallende Tatsache zu erklären, gab dem Verfasser Veranlassung zu der nachfolgenden Untersuchung²⁾.

¹⁾ Karl Heinrich Schundenius (alias Dzondi), „Erinnerungen an die festlichen Tage der dritten Stiftungsfeier der Akademie zu Wittenberg“. Wittenberg 1803. S. 24.

²⁾ Die Abhandlung will das Thema nicht vollständig geschichtlich erschöpfen; sie ist die Ausarbeitung eines vor einigen Jahren in Wittenberg für Wittenberger gehaltenen Vortrags und betont infolgedessen besonders die Wittenberger Beziehungen. — Als Grundlage diente ihr in erster Linie Hertzberg, „Zur Geschichte der Vereinigung von Wittenberg und Halle“. Halle, 21. Juni 1867. Leider war es dem Verfasser bei seiner von Kriegsbeginn an zu leistenden umfangreichen ärztlichen und militärärztlichen Arbeit nicht möglich, die aus dem Staatsarchiv und den Hallischen Universitätsakten entnommenen Angaben nachzuprüfen, indessen dürfte der Name Hertzberg für die Richtigkeit eine genügende Sicherheit bieten. — Dafür hatte der Verfasser die zweite Hauptquelle, ein Aktenstück aus dem Wittenberger Stadtarchiv: „Die nachgesuchte Wiedereinrichtung der vormaligen Universität in Wittenberg . . . betr. Ergangen beim Rathe zu Wittenberg ao. 1814. (Jetzige Bezeichnung: Rep. act. Cap. VIII, Nr. 363.)“ beständig zur Hand. Es besteht aus drei zusammengehefteten Aktenstücken, die jedes besonders numeriert sind; bei Hinweisen werden daher die Seiten durch den Zusatz von a, b, c unterschieden. Es wird weiterhin bezeichnet werden als „W. M. A.“

Zunächst galt es hierbei, ein Bild davon zu gewinnen, wie es um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert mit der Stadt und der Universität Wittenberg eigentlich bestellt war. Zum Glück sind gerade zur Zeit und aus Anlaß jenes 300jährigen Universitätsjubiläums verschiedene Abhandlungen im Druck erschienen, die viel genaues Material zu diesem Zweck liefern, und ihnen verdankt die nachfolgende Schilderung den Grundton.

Was zunächst die Stadt als solche angeht¹⁾, so ist hervorzuheben, daß sich Wittenberg zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch immer nicht von den Folgen der fürchterlichen Beschießung im 7jährigen Kriege 1760 erholt hatte, durch die das ganze nördlich der Juden- und Coswigerstraße gelegene Viertel der Stadt von der Töpferstraße bis zum Schloßtor eingäschert worden, und der auch die alte Schloßkirche mit Luthers Thesentür zum Opfer gefallen war. Es waren damals sieben Gassen mit mehr als 120 Häusern in der bezeichneten Gegend zerstört, ungerechnet die 200 Häuser, die in der Vorstadt niedergebrannt worden waren²⁾. Zwar waren zur Linderung der Not reichliche Unterstützungen aus Deutschland, besonders aus Hamburg und namentlich auch aus England gekommen; auch eine Stadtlotterie hatte man in den Jahren 1767—1769 veranstaltet, welche den für jene Zeit beträchtlichen Reingewinn von etwa 3600 Talern abwarf. Aber all das hatte nur genügt, der augenblicklichen Not abzuhelpen und vor allen Dingen die Schloßkirche zu erneuern. Zum Wiederaufbau der Häuser genügte es nicht, und da hauptsächlich die ärmere Bevölkerung von dem Brandunglück betroffen war, so kam es, daß 1793 erst neun bis zehn Privathäuser wieder aus dem Schutt erstanden waren, hauptsächlich wohl die, welche den Markt umsäumten. 1800 belief sich die Zahl der Brandstellen noch auf mehr als hundert, und auch noch

¹⁾ Die nachfolgende Schilderung ist entworfen auf Grund nachstehender Schriften:

Christian Siegismund Georgi, „Wittenbergische Klagegeschichte“, mit den klaren Bildern von Schleuen. Wittenberg o. J. (1761?).

Samuel Psik Schalscheleth, „Historisch-geographische Beschreibung Wittenbergs und seiner Universität . . .“. Frankfurt und Leipzig 1795.

Johann Christian August Grohmann, „Annalen der Universität Wittenberg“. 3 Teile. Meissen 1801 und 1802.

Fr. Heinrich Ludwig Leopold, „Wittenberg und die umliegende Gegend“. Meissen 1802.

Chr. Rudolf Illing, „Die dritte Säkularfeier der Universität Wittenberg“. Wittenberg und Zerbst 1803.

A. M. Meyner, „Geschichte der Stadt Wittenberg“. Dessau 1845.

²⁾ Man vergleiche auch die vortreffliche Karte „Plan der Belagerung der Stadt und Vestung Wittenberg im Monath Sept. und Octobr 1760“. dessiné par W. in „Des neuen Kriegs Theaters 21. Supplement.“

1802 machten sie den 6. bis 8. Teil der ganzen Stadt aus. Leopold zählt 1802 noch 106 wüste Stellen allein in der Stadt, von der Vorstadt ganz zu schweigen. Selbst das Haus der Juristenfakultät (jetzt Juristenstraße 12) und die alte Franziskanerkirche (die jetzige alte Artilleriekaserne) blieben in Trümmern liegen.

Man kann sich also leicht vorstellen, daß es nicht gerade gemütlich in der berühmten alten Lutherstadt, wenigstens in ihrer nördlichen Hälfte, ausgesehen hat, wenngleich die allgütige Mutter Natur das Ihre dazu tat, die Ruinen mit freundlichem Grün zu überziehen und sie so zu einem romantischen Tummelplatz für die Räuber- und Kriegsspiele der Kinder zu machen.

Indessen fehlte es natürlich nicht an stattlichen Wohnhäusern, wie sich aus der Schilderung Leopolds vom Jahre 1802 ergibt: „Die besten Häuser findet man am Markte; allein auch die Collegiengasse, Mittelgasse, Coswigergasse haben mehrere gute und schöne Häuser, einzelne regelmäßige und wohl konditionirte Gebäude sieht man auch auf der Bürgermeistergasse, Juristen-, Schloß- und Jüdengasse. Überhaupt heben sich nicht nur alle Jahre neue Häuser aus den Ruinen der Belagerung empor; sondern man beeifert sich auch den übrigen Gebäuden immer mehr und mehr ein regelmäßigeres und freundlicheres Ansehen zu geben. Die Verbesserungen, welche in Zeit von weniger als 10 Jahren in dieser Hinsicht geschehen sind, gewähren keinen üblen Beweis von allgemeiner Regsamkeit, von Geschmack und Wohlstand; und es ist von der jetzigen Generation der Einwohner gewiß noch Manches zu erwarten. In der Stadt befinden sich drei Gasthöfe, die Weintraube, der Bär und der Adler, von denen jedoch nur die beyden letztern bewirtschaftet werden. Ein vierter, der goldene Löwe genannt, liegt noch in den Ruinen“¹⁾. Diese stattlichen Häuser waren zumeist drei- und vierstöckig und mit weitläufigen Hinter- und Seitengebäuden versehen, sodaß sie eine große Anzahl von Mietern beherbergen konnten. Sie sind zum größten Teil noch heute erhalten und nur durch den Einbau von großen Schaufenstern in den Erdgeschossen verändert. So boten also wenigstens die Hauptstraßen ein einigermaßen repräsentables Aussehen, und sie gewannen noch bedeutend, als aus Anlaß des Universitätsjubiläums die erste Straßenbeleuchtung in Gestalt großer eiförmiger, gläserner Öllampen eingerichtet wurde, die das Entzücken und die staunende Bewunderung aller Einwohner erregte²⁾. Sie verminderte wenigstens einigermaßen die für die fremden Gäste und die bierfröhliche Studentenschaft

¹⁾ Leopold a. a. O. S. 104.

²⁾ Illing a. a. O. S. 88. Sie sind dargestellt auf der 1820 gestochenen Ansicht des Marktes von G. G. Endner, Leipzig.

ständig vorhandene Gefahr, in die offenen nicht gerade flachen Stadtbäche zu stürzen.

Dieses Gemisch von Prunk (nach damaligen Begriffen) und von Zerstörung wurde eng umschlossen von Festungswall und Graben. Zwar hatten 1760 die Österreicher, als sie die Preußen durch das Bombardement der Stadt zum Abzug gezwungen, begonnen, die Wälle zu zerstören und die Palisaden zu verbrennen, allein die Preußen waren sehr bald wiedergekommen, hatten ihrerseits die Reichsarmeebesatzung vertrieben und die Wälle wieder etwas instand gesetzt¹⁾. 1764 war dann Wittenberg offiziell des Charakters als Festung entkleidet worden²⁾, aber niemand fand sich, der durch Einebnen der Wälle und Zuschütten der Gräben die Festung Wittenberg zu einer offenen Stadt gemacht und ihr dadurch die Sicherheit vor einer Wiederholung des Schicksals von 1760 gegeben hätte. Wozu auch? Auf den Wällen spannten die Leineweber und Tuchmacher ihre Erzeugnisse aus; dieser und jener Anlieger weidete seine Ziegen daselbst, und der ernsthafte Bürger und Gelehrte führte, in philanthropische Gespräche vertieft, Haarbeutel und Galanteriedegen auf ihnen spazieren; nur dort unten am Kloster fing der Universitätsmechanikus Schkuhr an, den Wall abzutragen und einzuebnen, um Raum für einen nicht unbedeutenden botanischen Garten zu gewinnen, der sich dann durch die Förderung des Professors der Medizin und Botanik Böhmer³⁾ zu einer wirklichen Sehenswürdigkeit entwickelte.

Auch sonst zeigten sich Ansätze zu gemeinnützigen Einrichtungen. So stiftete der 1802 verstorbene überaus tüchtige Bürgermeister Dr. Thomae 2000 Taler als Beitrag zu einem zu erbauenden Krankenhause und ließ für 1000 Taler eine Allee nach dem Luthersbrunnen pflanzen⁴⁾.

Auf der anderen Seite aber betrachtete man den Stadtgraben, besonders den südlichen Teil desselben, als ein *noli me tangere* und ließ ihn ungehemmt weiter versumpfen. So blieb er denn noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein ein gefährlicher Malariaherd, der Wittenberg mit Recht in den Ruf brachte, eine ungesunde Stadt zu sein; wenngleich damals die Gönner der Stadt sich bemühten nachzuweisen, daß der Vers: „Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib“ usw. sich vielmehr auf das Krankwerden durch übermäßigen Biergenuß, besonders den

¹⁾ Leopold a. a. O. S. 69.

²⁾ Prof. Dr. Bernhardt, „Wittenberg vor funfzig Jahren“. Verlag des (alten) Vereins für Heimatkunde des Kurkreises. Wittenberg 1863. S. 2.

³⁾ Schalscheleth a. a. O. S. 176 und Grohmann a. a. O. 3. Teil, S. 195ff.

⁴⁾ Vgl. das Testament in den Hausakten seines jetzt dem Stadtrat Merker gehörenden Hauses Markt 4, auch bei Illing a. a. O. S. 46/47.

des bekannten „Guguck“ oder „Kukuck“, als auf das kalte Fieber bezog¹⁾.

Immerhin waren alles in allem genommen die Wohnungen für den Bedarf der Studenten ausreichend und die gesundheitlichen Verhältnisse nicht so schlecht, daß die Universität nicht hätte weiter in Wittenberg bleiben können.

Und denselben Charakter: Stillstand mit Anzeichen beginnenden Aufschwungs trug damals auch die alma mater selbst²⁾. Der eingangs erwähnte feinsinnige Trinkspruch des Abtes Henke, der übrigens nach damaliger löblicher Sitte seine ganze Tischrede ausmachte und allgemein bewundert wurde, enthielt doch im Grunde ein recht herbes Urteil, war aber dabei völlig gerecht. Die Blüte der Universität Wittenberg fällt tatsächlich in die ersten 40 Jahre ihres Bestehens. Wie ein leuchtendes Meteor stieg sie schnell zum Gipfelpunkt des Ruhms empor und zog die Augen der ganzen gelehrten Welt auf sich. Als Luther starb, erblaßte ihr Glanz, schon Melancthon konnte sie nicht mehr auf der Höhe erhalten, und die übrigen Nachfolger auf der „cathedra beati Lutheri“ standen alle unter dem Fluch: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“, sie verstanden es nicht, das Erbe der Väter zu erwerben, um es zu besitzen. Am allerwenigsten die, die sich das ganze 17. Jahrhundert hindurch als die eigentlichen Erben Luthers gebärdeten, die Hutter, Calow und Quenstädt, die es durch ihre tausend Streitschriften allerdings erreichten, dem Namen Wittenbergs noch einmal Glanz zu verschaffen, aber nur als einer Hochburg des starrsten, geistlosen, wortklaubenden, formalen Orthodoxismus, der von Luthers Geist nicht einen Hauch verspürt hatte. Da aber Entwicklung nur da sein kann, wo Leben ist, so war es unvermeidlich, daß Wittenberg vor der von ihm befeindeten Forderung eines Calixtus, Spener und August Hermann Francke nach einer Verinnerlichung des Glaubens, einer Ausübung der Religion im Geist und in der Wahrheit und einer Umsetzung derselben in praktische werktätige Liebe — unterlag und es erleben mußte, daß die 1694 gegründete Universität Halle die Führung der evangelischen Kirche übernahm und Wittenbergs Licht vom Leuchter stieß.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts indessen brachte für Wittenberg eine stille, nur langsam in die Erscheinung tretende Umwandlung zu modernen Anschauungen. Sie verdankte dies besonders dem Einfluß des eklektischen Philosophen Hollmann

¹⁾ Schalscheleth S. 268 und Leopold S. 126.

²⁾ Die nachfolgende Schilderung hauptsächlich nach Grohmann, (Schalscheleth) und Schundenius.

und des Propstes Reinhard, der leider bald als Oberhofprediger nach Dresden ging, aber auch dort als Mitglied des Kirchenregiments immer noch seine Hand schützend über Wittenberg hielt. Auch der alte Generalsuperintendent Nitzsch, der ein gern besuchtes „Predigerkolleg“, eine Art Seminar, hielt, in dem er mehr aus sich herausging, als er es auf der Kanzel zu tun wagte, wirkte in demselben Sinne. So stieg damals die Zahl der Studenten auf 600. Als aber Reinhard wegging und auch die Stelle des Propstes und zugleich vierten ordentlichen Professors zwei Jahre lang verwaist blieb, verringerte sich die Zahl der Theologie Studierenden wieder erheblich, ja, es kam vor, daß sie zeitweilig unter die der Juristen sank. — Es soll auch nicht vergessen werden zu bemerken, daß seit 1662 den brandenburgisch-preußischen Studenten in mehrfach wiederholten Edikten verboten worden war, in Wittenberg zu studieren, ursprünglich nur den Theologen mit Rücksicht auf den starren, dem reformierten Bekenntnis feindlichen Geist der Wittenberger, später aber, 1726, allen Fakultäten, offenbar zugunsten der neuen preußischen Universität Halle; welche Edikte dann 1726 wieder von Kursachsen mit dem Befehl an seine Landeskinder beantwortet wurden, nur in Wittenberg oder Leipzig zu studieren.

Wittenbergs Bedeutung hat immer auf dem Gebiete der Theologie gelegen; nur einmal, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, hatte ein Philologe, der aber in der theologischen Fakultät geführt wurde, der verschlagene, skrupellose Fr. Taubmann, es verstanden, durch seine geistreichen, von Witzen und drolligen Einfällen strotzenden Vorlesungen die Jugend so zu fesseln, daß die Studentenzahl sogar die zu Luthers Zeiten übertraf. Taubmanns früher Tod und der 30jährige Krieg hatten diesem kurzen Aufschwung ein jähes Ende bereitet. Sonst hielten sich die nicht theologischen Fakultäten dauernd in bescheidener Mittelmäßigkeit, und im Jahre 1802, das uns auch für den wissenschaftlichen Stand der ausgehenden Universität Wittenberg als Typus dienen kann, war es nicht anders.

Wir kennen aus den Jubiläumsschriften die Namen aller damaligen Dozenten, und es ist nicht uninteressant, sich die bedeutendsten derselben vor Augen zu führen. Senior der Theologen war der Orientalist Dresde, Exegetiker der Professor Michael Weber, ein Bauerssohn, der Gründer der akademischen Dynastie Weber. Der schon vorhin erwähnte Generalsuperintendent Nitzsch, ein Wittenberger Pastorensohn, war dritter Ordinarius. Er las Dogmengeschichte mit einer ergänzenden Sondervorlesung über moralische Interpretation, die gerade das bedeutsamste theologische Kolleg war, das in Wittenberg damals gelesen wurde. Vierter Ordinarius war der Propst an der Schloß-

kirche D. Schlußner, ein Neutestamentler, der selber ein griechisch-lateinisches Lexikon zum Neuen Testament herausgegeben hatte. Unter den Juristen ragten Wiesand und besonders Zachariä hervor neben Klügel, Wernsdorf und Stübel. — Der Senior der Mediziner war Hofrat Böhmer, im Grunde seines Herzens und Wissens ein Botaniker, aber trotzdem Amtsphysikus von Wittenberg und Kemberg. Hofrat Leonhardi, ein hervorragender Praktiker, der eine Zeitlang Leibarzt in Dresden gewesen war, war gerade zu jener Zeit zurückgekommen und tauschte mit dem jüngeren Ludwig Kreysig¹⁾, was umsomehr zu bedauern war, als gerade Kreysig der Mann war, um eine Reform des medizinischen Studiums durchzuführen. Er trug sich mit dem Gedanken, unter Benützung des Thomaeschen Legates von 2000 Reichstalern ein Krankenhaus, eine Art Klinik oder wenigstens Poliklinik einzurichten, die zu jener Zeit noch nicht existierte. Damals lernte der Mediziner seine Kunst aus Büchern; erst Kreysig führte die Sitte ein, daß Stadtarme, die zu ihm kamen, auch von den Studenten, die er schon damals in Auskultanten und Praktikanten einteilte, beobachtet und behandelt wurden, wobei dann allerdings die Arzneikosten zum Teil noch von dem Professor und den höchstens 10 bis 12 damals in Wittenberg studierenden Medizineren bezahlt werden mußten, weil die 82 Taler, welche die Stadt dazu aus Armenmitteln bewilligt hatte, nicht hin und her reichten und der Staat vorläufig keine Mittel dazu hergab. Weiter ist unter den Medizineren zu erwähnen Professor Vogt, ein hervorragender Anatom und geschickter Verfertiger von Dauerpräparaten, die er durch Ausspritzen der Adern mit farbigem Wachs herstellte. Er arbeitete mit Kreysig zusammen und unterstützte seine Ideen. — Von den Philologen sind zu nennen: der Professor der Geschichte Schröckh, für damalige Begriffe ein völlig moderner Mann, und der Mathematiker Ebert, der bekannter geworden ist als Herausgeber des „Jahrbuches zur belehrenden Unterhaltung für junge Damen“; ferner der Professor eloquentiae Henrici und der poëta laureatus Gottfried Assmann, der den neuen Lehrauftrag eines Professors oeconomiae vertrat und über Geologie, Mineralogie, Astronomie, Bergbau, Landwirtschaft und Technologie, also lauter moderne Fächer, las. Daneben gab es eine Reihe von Extraordinarien und Dozenten, unter denen der zur Juristenfakultät zählende bekannte Forscher im Reich der Klänge Chladny genannt sein soll, der leider bittere Klage führen muß, daß seine (übrigens nicht in Aufnahme gekommene) Erfindungen des Euphons und

¹⁾ „Kreysig“ (nicht Kreyßig) ist sein Beitrag für Grohmanns Annalen Bd. 3, S. 149 unterzeichnet.

Klavicylinders sein einziges Erwerbsmittel seien, indem er keine anderweitige Unterstützung genösse.

So sehen wir also bei Beginn des vierten Säkulum die Universität Wittenberg mit einem nicht unansehnlichen Corpus academicum ausgestattet, aus dem zwar nur einzelne Charakterköpfe verheißungsvoll über den Durchschnitt herausragten, das aber dem akademischen Bürger volle Gewähr bot, daß er das für den Erwerb des täglichen Brotes nötige geistige Rüstzeug in einer den Zeitansprüchen entsprechenden Weise in Wittenberg würde erlangen können. Wittenberg war in dieser Beziehung nicht besser, aber auch gewiß nicht schlechter, als irgend eine andere Universität und durchaus in der Lage, den Wettbewerb mit ihnen aufzunehmen, abgesehen vielleicht von Halle, das sich inzwischen vom Pietismus August Hermann Franckes zum Rationalismus Fr. Aug. Wolffs durchgemausert hatte und wieder einmal an der Spitze des deutschen Geisteslebens marschierte. — Auf diesem Standpunkt solider Mittelmäßigkeit mit starker Neigung zum Aufstieg behauptete sich Wittenberg denn auch das nächste Jahrzehnt hindurch und hielt unter beständiger Auffrischung seines Lehrkörpers — der Jurist Pfotenhauer und der Mediziner Seiler traten hinzu, der Historiker Gruber wurde berufen — bedächtig mit der langsam fortschreitenden Entwicklung der Wissenschaften Schritt. Seine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit war jedenfalls eine derartige, daß der Grund für die Auflösung auch in ihr nicht zu suchen ist.

Wenn Wittenberg trotzdem seinem Ende entgegenging, so lag die Ursache dazu auf einem ganz andern Gebiete, und das war, um es gleich vorneweg zu sagen, der Lauf der von Napoleon von Grund aus aufgewühlten Weltgeschichte. — Es wird sich im weiteren Verlauf zeigen, daß man nicht das landläufige Wort nachsprechen darf, Wittenberg sei auf einen Befehl Napoleons aufgelöst worden, und doch wurde es tatsächlich ein Opfer seiner weltumstürzenden Eroberungssucht.

Schon 1806, als Napoleon nach seinem Siege bei Jena seinen Marsch auf Berlin antrat, Erfurt und Halle einnahm und bei seinem Weitermarsch am 19. Oktober 1806 die Universität Halle aufhob, 1120 Studenten aus der Stadt wies und allen Professoren das Gehalt entzog¹⁾, fürchtete Wittenberg, von dem gleichen Schicksal betroffen zu werden, und sah seiner Ankunft voller Sorge entgegen. Bereits am 20. Oktober traf das dritte französische Armeekorps unter dem Reichsmarschall Davoust dort ein; die Vertreter der Behörden (Universität, Kreisamt und Rat) begrüßten den General zuerst an der Elbbrücke und warteten ihm nach-

¹⁾ König, „Aus zwei Jahrhunderten“, Halle 1894, S. 147.

mittags noch einmal in seiner Wohnung auf. Man erreichte dadurch wenigstens, daß er und sein Divisionsgeneral Morand im Namen des Kaisers „als Beschützer der Künste und Wissenschaften“ durch einen Schutzbrief und einen Garnisonbefehl die Professoren und ihr Eigentum, alles Eigentum der Universität und Alles, was auf Kunst und Wissenschaft Bezug hatte, unter den Schutz französischer Disziplin und Ehrenhaftigkeit stellte und die Professoren von der Verpflichtung, sich Einquartierung gefallen zu lassen, befreite (was sie übrigens in friedlichen Zeiten auf Grund alter kurfürstlicher Reskripte von 1552, 1636 und 1641 sowieso beanspruchen konnten). Zwei Tage später traf Napoleon selber ein, besichtigte die Garden auf dem Marktplatz, hörte einsilbig die Begrüßung durch Professor Schröckh an und zog sich in die „Weintraube“ zurück, um am nächsten Tage nach Kropstädt weiter zu reiten¹⁾. Die Wetterwolke hatte sich nicht entladen; die Universität Wittenberg war ja sächsisch, nicht preußisch wie Halle, und Napoleon hatte soeben mit dem Kurfürsten am 17. Oktober 1806 einen Waffenstillstand geschlossen; auch hatten die Wittenberger Studenten ihm kein Pereat gebracht oder gar ein Attentat gegen ihn geplant, wie es die Hallenser getan hatten²⁾. — Aber mit der Ruhe, die für einen regelrechten Universitätsbetrieb nötig ist, war es mit der Ankunft der Franzosen in Wittenberg für lange Zeit vorbei. Im S. S. 1806 waren etwa 300 Studenten hier gewesen, die meisten waren schon in die Michaelisferien gegangen, und die andern reisten ab, sobald sie es mit Sicherheit konnten. Nur etwa 50 fanden sich zum W. S. 1806/7 wieder ein und besuchten die Vorlesungen der Professoren, die in diesen bedrängten Zeiten lasen. Besonders die Juristen setzten ihre Arbeit fort, da sie ja ohnehin als richterliche Beamte am Schöppenstuhl zu fungieren hatten. Dabei gingen aber die Truppendurchzüge und Einquartierungen ununterbrochen weiter. In vier Wochen sollen nach einer glaubhaften zeitgenössischen Nachricht aus Professorenkreisen 160 000 Mann über die Brücke gegangen und 60 000 nach und nach in Wittenberg einquartiert gewesen sein. Infolgedessen wurden die großen akademischen Gebäude Fridericianum und Augusteum trotz des Versprechens des Reichsmarschalls zu Lazaretten eingerichtet, während Stadt- und Schloßkirche, nachdem sie eine Zeitlang als Pferdeställe hatten dienen müssen, zu Magazinen für die großen hier aufzuspeichernden Mehl- und Futtermvorräte benutzt wurden³⁾. Die Gemeinde mußte sich mit dem theologischen Hörsal in der Superintendentur für ihre Gottes-

1) „Zeitschrift für die elegante Welt“, Jahrgang 1806, Nummer vom 27. Nov.

2) Arnold Wellmer, „Bruder Studio!“ Berlin, Louis Gerschel 1871. S. 124.

3) „Zeitschrift für die elegante Welt“, Jahrgang 1806, Nummer vom 27. Nov.

dienste begnügen, bis es endlich nach Abschluß des Posener Friedens am 11. Dezember 1806, durch den Sachsen zum Königreich erhoben wurde, aber Napoleons Bundesgenosse gegen Preußen werden mußte, gelang, die Schloßkirche vom Februar 1807 ab zur Benutzung durch die Gemeinde Wittenberg wieder frei zu bekommen¹⁾. — Zu allen diesen Belästigungen der Bürgerschaft kam noch hinzu, daß sofort 1806 ein Mineur- und Sappeurkorps in Wittenberg blieb, das unter Anstellung von Hunderten von Arbeitern — ein Bericht spricht sogar von 6000 — die verfallenen Stadtwälle wiederherstellte und zeitgemäß ausbaute. Wie sehr bedauerte man jetzt, es rechtzeitig versäumt zu haben, diese alten Wälle einzuebnen. Trotzdem hätte sich aber dazu noch einmal die Gelegenheit geboten, als im Jahre 1810 die Befestigungsarbeiten eingestellt wurden, weil man es aus strategischen Gründen für richtiger hielt, Torgau, da es auf dem Berlin bzw. Preußen entgegengesetzten Elbufer lag, zur eigentlichen Landes-Elbfestung auszubauen. Damals wäre es vielleicht noch durchzusetzen gewesen, Wittenberg wieder zu einer offenen Stadt zu machen, aber es fehlte wohl in der ausgesogenen Stadt an der nötigen Entschlußkraft, und so ließ man das Verhängnis seinen Gang gehen, ohne sich dagegen zu wehren²⁾. — Die Universität aber schlug sich recht und schlecht durch, so gut es ging, und hatte es im Jahre 1813 schon wieder auf 400 Studenten gebracht, obgleich Halle, das durch den Frieden von Oliva 1807 von Preußen losgerissen und zum Königreich Westfalen geschlagen worden war, schon seit Ostern 1808 wieder eröffnet war und zusammen mit der erst 1810 gegründeten neuen Universität Berlin einen nicht unerheblichen Wettbewerb für Wittenberg bedeutete. — Aber gerade dieses Jahr 1813 war dazu bestimmt, das volle Unglück über Wittenberg und seine Universität hereinbrechen zu lassen. Schon bei dem Durchzug der großen Armee nach Rußland 1812 hatte die Stadt wieder viel Einquartierungslast tragen müssen, und diesmal hatte man das alte Recht der Dozenten, davon befreit zu bleiben, nicht beachtet und vielleicht gerade aus Ärger über dieses Vorrecht ihnen zum Schabernack die Wohnungen der jungen unverheirateten Dozenten mit allerlei anrühigem männlichen und weiblichen Gesindel aus dem Heerestroß belegt³⁾. Auch die Schloßkirche war wieder in üblicher Weise als Magazin verwendet worden, während das Auditorium maximum im Fridericianum wohl an Stelle der eben

¹⁾ Carl Ludwig Nißsch, „Zwei Predigten bei der Rückkehr der Pfarrgemeinde zu Wittenberg aus der dasigen Schloßkirche in die Stadtkirche gehalten“. Wittenberg 1812. Anmerkungen am Schluß.

²⁾ Gottlob Wilhelm Gerlach, „Die Rettung der Wittenberger Universitäts-Bibliothek“. Halle 1859. S. 7—9.

³⁾ Ebenda.

frisch hergestellten Stadtkirche als Pferdestall benutzt worden war. — Nun fluteten 1813 die Trümmer der geschlagenen französischen Armee auch wieder über Wittenberg zurück und füllten die Privatwohnungen der Professoren und die Hörsäle mit Verwundeten und Kranken. Zwar gelang es, einen Befehl der sächsischen Regierung durchzusetzen, der den ersten Versuch, die akademischen Gebäude in Magazine und Lazarette umzuwandeln, mit 300 Talern Strafe belegte¹⁾. Aber was konnte solch ein papierner Schutzwall gegen die rohe Gewalt der kriegerischen Notwendigkeit schließlich ausrichten? — Im Februar 1813 bereits war es beschlossene Sache, daß Wittenberg wieder befestigt werden sollte²⁾, weil seine Lage an einem so wichtigen Elbübergang einfach dazu herausforderte. Der Marschall Victor befahl es, und der Ingenieur-Oberst Tressart³⁾ förderte die Arbeiten mit so großer Umsicht und Tatkraft, daß schon im März der General La Poype direkt von Napoleon als Generalgouverneur und Kommandant mit der Verwaltung der erneuerten Festung beauftragt werden konnte⁴⁾. — Gleichzeitig zeigten sich bereits im Osten der Stadt als Vortruppen der gegen Napoleon verbündeten Heere vereinzelt Kosackenpatrouillen und machten es auch dem Kurzsichtigsten klar, was Wittenberg wieder bevorstand. „Schon hatten mehrere Studierende die Stadt verlassen und waren nach Hause gereist. Die Professoren hatten ihre Vorlesungen verdoppelt und verdreifacht, um nur dieselben recht bald beenden zu können. Die mehresten konnten daher gegen Ende dieses Monates (März 1813) die Vorlesungen schließen, und nun verließ der größte Theil der noch dagewesenen Studierenden eine Stadt, in welcher nichts als Kriegsgetümmel herrschend war, und wodurch sie verhindert wurden, ihre Studien fortzusetzen.“⁵⁾ — Mit diesem Semesterschluß hatte zwar nicht die Universität selber, aber das eigentliche akademische Leben in Wittenberg sein Ende erreicht. Allerdings kam das Verzeichnis der Vorlesungen für das S. S. 1813 noch ordnungsmäßig heraus, aber wer sollte in dem von kriegerischem Tumult erfüllten Ort an Vorlesungen denken? Als nun gar der gewalttätige General La Poype mit unerhörter Rücksichtslosigkeit am 6. April alle Vorstädte abbrennen ließ, begannen einige Professoren der Juristenfakultät die Stadt zu verlassen, Wiesand ging als der erste nach Preßsch, und am 8. April folgten

¹⁾ Gottlob Wilhelm Gerlach, „Die Rettung der Wittenberger Universitäts-Bibliothek“. Halle 1859. S. 7—9.

²⁾ Johann Maaß, „Die schrecklichen Drangsale Wittenbergs während der Belagerung durch die königlich preußischen Truppen im Jahr 1813 u. 1814“, S. 9.

³⁾ Bernhardt a. a. O. schreibt Treussart.

⁴⁾ Maaß S. 18.

⁵⁾ Ebenda.

die übrigen Juristen nach, und zwar gingen sie nach Kemberg, wo sich die ganze Fakultät versammelte. Auch die Professoren der andern Fakultäten verließen die Stadt, besonders nach der schweren Beschießung durch die Preußen und Russen am 18. April; einige verzogen nach Dresden, andere nach Leipzig. Zurück blieben eigentlich nur die Theologen, die zugleich ein geistliches Amt in der Stadt zu versehen hatten, und die Hausbesitzer unter den Professoren, also Generalsuperintendent K. L. Nitsch, Propst Schlußner, Professor und Diakonus Heubner und Archidiakonus und Dozent Wunder, Professor Weber und sein Hauswirt der Physiker Langguth, anscheinend auch, wenigstens zeitweilig der Anatom Seiler und der damals 67jährige Professor der Eloquenz und ehemalige Konrektor am Lyceum Henrici, sowie der Professor *oeconomiae* Aßmann¹⁾. — Aber auch Kemberg war kein geeigneter Musensitz für einen auf der Flucht befindlichen akademischen Lehrkörper; auch dieser sonst so friedliche Ort lag zu sehr an der Heerstraße und wurde durch beständige Einquartierungen so belästigt, daß auch hier eine wissenschaftliche Tätigkeit nicht aufblühen konnte. Man mußte noch weiter von der Bühne des Kriegstheaters abseits ziehen und fand denn auch endlich in dem benachbarten Schmiedeberg die geeignete Zufluchtsstätte. Hier fanden sich im Beginn des S. S. 1813 die übrigen versprengten Mitglieder der Akademie zusammen, auch der designierte Rektor Pfotenhauer erschien und nahm aus den Händen des Propstes Schlußner, der inzwischen das Rektorat weiter verwaltet hatte, die Abzeichen seiner Würde entgegen. Der sächsische Kirchenrat, dem an der Erhaltung der Universität sehr viel gelegen war, genehmigte dies Interimisticum, die Beamten der Universität siedelten nach Schmiedeberg über, zwei Pedelle fanden sich ein, die Kapsel ging herum wie in den friedlichsten Zeiten in Wittenberg, und so arbeitete der Mechanismus der Universität Wittenberg in Schmiedeberg offiziell weiter, wenigstens der Lehrkörper²⁾, denn die Studenten fehlten; nur ein paar Juristen, die ihr Examen machen und Doktoranden, die promoviert werden wollten, stellten sich dort ein³⁾. Bald aber wurde es den Herren dort in Schmiedeberg zu langweilig und zu unbequem, nicht mal eine Post war da, die befand sich in Preßsch. Da war es begreiflich, daß man sich nach andern Orten umsah, wohin man die Universität bis auf weiteres verlegen könnte, wie es in früheren Jahrhunderten wegen der Pest wiederholt geschehen war. Es kamen Freiberg und Meißen in

1) Hertzberg a. a. O. S. 3 und 4.

2) Ebenda S. 5 und 6 und Maaß a. a. O. S. 67.

3) Ebenda S. 12 bis 14, wo die Promotionen verzeichnet sind, und Maaß a. a. O. S. 68.

Vorschlag, andere sächsische Städte wie Großenhain und Jüterbog boten sich unter allerhand vorteilhaften Bedingungen selber an¹⁾. Ein anderer Ausweg wurde von der Regierung angeregt, indem unter dem 5. Mai den Professoren gestattet wurde, ihre Vorlesungen in Leipzig fortzusetzen, wohin sich die Wittenberger Studenten begeben sollten²⁾. — Aber alle diese Vorschläge und Überlegungen führten zu keinem Ergebnis, weil der Krieg, der gerade Sachsen zu seinem Hauptschauplatz erkoren hatte, jeden entscheidenden Entschluß unmöglich machte. So blieb man eben in Schmiedeberg und wartete dort die Entwicklung der Dinge ab. — Aber wenn so auch noch Jahre vergingen, bis die wirkliche Regelung der Verhältnisse eintrat, so bekam doch bereits im S. S. 1813 die Entwicklung der Frage dadurch eine ganz bestimmte Richtung, daß der Senat der Schmiedeberg-Wittenberger Universität am 13. Juli 1813 eine Eingabe an die Regierung beschloß, in welcher dargelegt wurde, daß sich Wittenberg nicht mehr zur Universität eigne und daß deshalb eine Verlegung nach Dresden, Freiberg oder Meißen, sogar eine Vereinigung mit Leipzig weit vorzuziehen sei³⁾. Man kann es wohl als sicher betrachten, daß die Grundstimmung, die einen solchen — milde gesagt — pietätlosen Beschluß überhaupt ermöglichte, auf die beständigen Reibereien zurückzuführen war, die seit dem Anfang des Jahrhunderts zwischen der Universität und dem Rat bestanden hatten, und die in wiederholten, im Namen der Universität erhobenen schriftlichen Beschwerden des auf sein Recht pochenden Juristen Pfotenhauer über zu kleine Brötchen, nicht befriedigende Fleischversorgung, ungenügende Straßenreinigung, Herumlaufen der Hunde, Zuständigkeitsverstöße städtischer Unterbeamten und ähnliche Nichtigkeiten und andererseits in nicht gerade liebenswürdigen abweisenden Richtigstellungen seitens des Rates ihren Ausdruck fanden und mehrmals, zuletzt noch im Jahr 1810 durch eine Regierungsverfügung geschlichtet werden mußten⁴⁾. Am meisten böses Blut hatte die schon erwähnte Inanspruchnahme der Professorenwohnungen für die Einquartierung gemacht und besonders der ihnen auferlegte Zwang zur Naturalverpflegung auch während ihrer Abwesenheit, von dem sie durch eine Regierungsverfügung vom 1. Mai ab befreit zu sein glaubten, während der Rat infolge besonderer Auslegung eines Wortes diese Befreiung erst

¹⁾ Hertzberg a. a. O. S. 6. Vgl. jedoch Intelligenzblatt der Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung vom 23. März 1814, Spalte 229, wo dieses Angebot in Abrede gestellt wird.

²⁾ Ebenda S. 6.

³⁾ Ebenda S. 6.

⁴⁾ Magistratsakten der Stadt „Rep. act. Cap. VIII, No. 362. Beschwerde der Akademie wegen Polizeiberechnen“.

vom 1. Juli ab in Kraft treten ließ¹⁾. Aber trotz dieser Verärgerung wäre selbst unter dem Vorsitz Pfotenhauers ein solcher Beschluß selbstverständlich nicht denkbar gewesen, wenn man ruhig in Wittenberg hätte bleiben und sich dort ungestört seiner wissenschaftlichen Arbeit und vielleicht im Nebenamt einem kirchlichen, staatlichen oder städtischen Amt hätte widmen können; nun war man aber unter dem Druck des Kriegselends aus der gesicherten Stellung herausgedrängt und sah in trostloser Ungewißheit einer ganz unsicheren Zukunft entgegen. Kein Wunder, daß man da auf Abhilfe sann und in dem Gedanken der wenigstens zeitweiligen Verlegung der Universität an einen andern, friedlichen Ort die Rettung erblickte. — Zu einem durch Stimmenmehrheit festgelegten Entschluß verdichtete sich dieser Wunsch aber erst im Anschluß an eine Audienz, die eine Deputation der Universität, bestehend aus den beiden Professoren Henrici und Seiler, am 11. Juli 1813 bei Napoleon gehabt hatte, als er auf einer Besichtigungsreise durch die Elbfestungen nach Wittenberg kam.

Die Frage nach dem Einfluß Napoleons auf das Geschick der Universität hat schon vor 100 Jahren zu lebhaftem Meinungswechsel Veranlassung gegeben. Es ist daher notwendig, an dieser Stelle ausführlich darauf einzugehen.

Die landläufige Meinung darüber findet sich zuerst gedruckt bei Maaß in seinem 1814 erschienenen Bericht „Die schrecklichen Drangsale Wittenbergs während der Belagerung . . . 1813 und 1814“ und lautet dort auf Seite 59: „Die hiesige Universität bewillkommte ihn durch eine Deputation, und empfahl ihm dieselbe, es wurde aber darauf von ihm wenig Rücksicht genommen; der Kaiser Napoleon erklärte vielmehr, daß die Stadt Wittenberg aufgehört habe, eine Bildungsanstalt junger Leute für die Wissenschaften zu seyn“. Diese Auffassung ist bis jetzt in der Volksmeinung verbreitet geblieben, um so mehr, als sie auch in die beiden Stadtgeschichten von A. M. Meyner und Richard Erfurth übergegangen ist²⁾. Sie bedarf indessen sehr der Richtigstellung. Wenn es schon verdächtig ist, daß Napoleon dieselben Worte auch wo anders gebraucht haben soll, so läßt es sich beweisen, daß er sie jedenfalls in Wittenberg nicht angewendet hat. Maaß, dessen wissenschaftlichen Wert man trotz seiner Eigenschaft als

¹⁾ Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, No. 29. Junius 1814. Spalte 225—227.

²⁾ Auch neuerdings noch in die treffliche soeben erschienene „Geschichte der Universität Wittenberg“ von Walter Friedensburg und die kurze aber gehaltvolle Festschrift von Jordan-Kern, „Die Universitäten Wittenberg-Halle vor und bei ihrer Vereinigung“.

„akademischer Bürger“ ungefähr mit dem eines guten und im ganzen zuverlässigen fleißigen Zeitungsberichterstatters auf eine Stufe stellen kann¹⁾, war zur Zeit der fraglichen Anwesenheit Napoleons von Wittenberg abwesend, kam erst im September zurück und hat erst nachher aufgeschrieben, was er von Hörensagen erfuhr²⁾. — Eine ganz andere Wertschätzung kann dagegen das Zeugnis eines Augen- und Ohrenzeugen beanspruchen, das unmittelbar nach der Audienz zu Papier gebracht, aber bisher meines Wissens noch nicht veröffentlicht worden ist. Es findet sich in dem handschriftlichen Tagebuch des damaligen Bürgermeisters Ch. Fr. Giese, das dem „Verein für Heimatkunde und Heimatschutz zu Wittenberg“ von seiner Urenkelin Fräulein Marie Giese geschenkt worden ist. Nachdem der Verfasser unter dem 8. und 9. Juli die Vorbereitungen zur Ankunft des „Großmoguls“, wie er sich ausdrückt, humorvoll geschildert hat, heißt es unter dem 10. Juli: „wir haben das . . glück

¹⁾ Johann Maaß aus Herrnhut, 1755 geboren, ist eine eigentümliche akademische Erscheinung. Nach seinen eignen Angaben in seinem 1822 in Dresden erschienenen „Denkmal der Wittenberger Musen“, einer Sammlung kurzer Lebensgeschichten Wittenberger akademischer Bürger, war er ein überaus lernbegieriger Mensch, dem nur die Mittel fehlten, um nach seinem Herzenswunsch zu studieren. So lernte er zuerst die Bäckerei, dann war er zwölf Jahre lang in der Buchdruckerei der Brüdergemeinde zu Barby tätig. In seinem 29. Lebensjahr gab er diese Stelle auf und ernährte sich recht und schlecht mit allerlei halbwissenschaftlicher Arbeit: Abschreiben, Korrekturlesen, Museumsarbeit, Fremdenführen u. dgl. Er schaffte sich viele Bücher an und verlieh dieselben an Bekannte. Das brachte ihn auf den Beruf eines Leihbibliothekars. 44 Jahr alt, im Jahre 1799, ging er nach Wittenberg, um dort dies Geschäft fortzusetzen. Er erhielt aber nicht die Erlaubnis des Rates, weil ein Wittenberger Fachgenosse dagegen Verwahrung einlegte. Sonderbarerweise gelang es ihm, den Rektor der Universität Professor Ebert für sich zu gewinnen, der ihm, um ihm die Erlaubnis vonseiten der Universität erteilen zu können, nach gegebenem Handschlag das akademische Bürgerrecht verlieh und ihn, den 48-jährigen, unter die Studierenden aufnahm. Und nun fing er an, Theologie zu studieren, obwohl er kein Latein konnte. So weit ging aber das Entgegenkommen nicht, daß man ihn auch ein Examen machen ließ, dagegen durfte er ab und zu predigen. So kam es, daß er ein Literat wurde, der überaus findig war, um auf Subskription allerlei Reise-, Fest- und sonstige Berichte zusammenzustellen. Zu diesen Schriften gehören auch „Die fürchterlichen Drangsale“, in denen er nur die erste Zeit bis Mitte Mai 1813 und den Schluß vom September 1813 ab aus eigener Anschauung schildert, weil er die Zwischenzeit in Dresden verlebte. 1814 verließ er Wittenberg und ging nach Görlitz, dessen „Drangsale“ er ebenfalls beschrieb. Auch hier erhielt er die Erlaubnis zu predigen und vertrat über zwei Jahre einen erkrankten Landpfarrer in der Oberlausitz. Nachdem noch eine Bewerbung um die Schloßküsterstelle in Wittenberg daran gescheitert war, daß damit der Dienst eines Famulus am neu gegründeten Predigerseminar verbunden war, widmete er sich völlig seiner literarischen Tätigkeit, machte Reisen, besuchte große Feste und fand seinen Unterhalt durch die Herausgabe der entsprechenden Beschreibungen, wahrscheinlich auch noch durch zeitweilige Vertretung von Geistlichen.

²⁾ Maaß a. a. O. S. 65 und 68.

den großen Mann in unserer Festung zu sehen. Nachdem er um die ganze Stadt und auch auf dem Wall herum geritten war, kam er Abend 7 Uhr im Schlosse an. Um 8 Uhr gingen wir alle zu ihm, er speite und nachdem wir bis 9 Uhr gewartet, hieß es er hätte zu arbeiten, wir sollten morgen früh 5 Uhr wieder kommen“. — Am 11. wiederholte sich das Spiel; die Herren versammelten sich um 5 und ließen um 6 anfragen, wann sie kommen sollten. Napoleon musterte aber erst bis um 11 Uhr die Truppen, sah bei seiner Rückkehr die an der Schlotre wartenden Vertreter der Behörden stehen, setzte sich jedoch erst zu Tisch und schlief danach bis $1\frac{1}{2}$ 3 Uhr, während die Herren von dem mitleidigen Haushofmeister und dem Rentmeister notdürftig vor Hunger und Durst bewahrt wurden, und empfing sie dann kurz vor seiner Abreise. „Endlich kam der Haumarschal Coulincourt und fragte, welcher der Bürgermeister der Amtmann und die übrigen wären? und wir würden gleich vorkommen. Dies geschah nun auch und wir (wurden) gerufen in sein Zimmer allesamt zu treten. Napoleon und Coulincourt waren allein darinn. Senator Mller hielt eine kurze Rede darauf fragt er, wie viel Huer bey der Belagerung verbrandt wären, und wie hoch der Schade der Vorstädte geschtzt würde? Dann hielt D. Seiler eine lange Rede, die er gelassen und aufmerksam anhrte, sein Benehmen war sehr anstndig und herablassend. Darinn wurde gebethen, die Universite an einen andern Ort zu verlegen. Er antwortete er (wolle) auf Mittel dencken, wie allen geholfen werden könnte. So endigte sich die Audienz“. „In meinem Leben mag ich nicht wieder bey einen großen Herrn in der Welt um Audienz ersuchen, ich glaube bey unserm lieben Gott eher vorgelassen zu werden. Ach wenn ich nur schon bey ihm wäre!“ Wenn man diesen elegischen Schluß und den galligen Humor der hier nur angedeuteten Vorgeschichte dieser Audienz in Betracht zieht, so muß man zugeben, daß Napoleons Verhalten der Deputation gegenüber durchaus wohlwollend und das direkte Gegenteil von dem gewesen sein muß, was Maaß von ihm berichtet, sonst hätte sich Giese nicht so anerkennend ausgesprochen. — Besonders wichtig ist aber die Bekundung, daß der Gedanke der Verlegung von den Vertretern der Universität ausgesprochen ist. Der Einwand, daß Giese als Vertreter der Stadt diesen Punkt einseitig dargestellt haben könnte, wird dadurch hinfällig, daß das ganze Tagebuch nur aus Familienbriefen besteht, die Giese an seinen in Lauchstädt wohnenden Schwiegersohn gerichtet hat und die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, und daß die Niederschrift noch am gleichen Tage erfolgte, während die Erörterung,

auf wessen Seite die Schuld an dem drohenden Verlust der Universität zu suchen sei, erst nach der Eroberung der Festung einsetzte. Hätte Giese polemisch werden wollen, so hätten ihm die treffendsten Worte dafür mühelos zur Verfügung gestanden. — Diese, man möchte sagen, naive, gänzlich ungefärbte Schilderung der Audienz wird nun durch verschiedene Mittheilungen in dem „Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vom Jahre 1814 ergänzt, beleuchtet und bestätigt. So in Spalte 78 bis 80 der Nummer 10 und 11 vom Februar 1814 durch die „Mittheilung zweyer verdienstvoller Lehrer“, in der geschildert wird, daß man zwar schon vorher die Verpflanzung der Universität betrieben habe, „die Sache ist jedoch mit so vielen Schwierigkeiten und Kosten verbunden, daß sich damals die Regierung, mit andern Sorgen und nöthigeren Ausgaben belästiget, unmöglich darauf einlassen konnte. Die Ankunft des Kaisers Napoleon in Wittenberg erregte neuen Eifer und belebte den Muth, für die Erreichung dieses Wunsches zu wirken. Der Kaiser nahm die Deputierten auf eine Weise auf, die derjenigen, welche die Deputierten der Leipziger Universität erfuhren, ganz entgegengesetzt war. Mit Herablassung erkundigte er sich nach der Lage der Universität, und beklagte, daß sie in Wittenberg so schlecht plaziert sey. Diese Äußerung benutzte einer der Deputierten, und bat den Kaiser, sich für eine Verlegung der Universität bey dem König von Sachsen zu verwenden. Der Kaiser versprach es“.

Dem stehen allerdings folgende Äußerungen in späteren Nummern gegenüber, die als Berichtigungen dieser ersten Schilderung eingesandt worden waren. In Nummer 17 und 18 vom März 1814 heißt es: „Da erklärte der Kaiser am 11. July den Deputierten der Universität (den Professoren Seiler und Henrici), die vor ihm erschienen, die Universität könne nicht länger in Wittenberg bleiben“. Und in Spalte 135/136 wird der Ausdruck gebraucht: „Als nun Napoleon im July die Universität aus Wittenberg verwies“; und schließlich findet sich in Spalte 229 in einem „Erläuterungen und Berichtigungen“ betitelten Aufsatz mit Bezug auf obige Schilderung des für die Universität bekundeten Wohlwollens Napoleons folgende Betrachtung: „Eine solche Theilnahme an dem Schicksale einer Universität wird diesem Manne wohl niemand zutrauen. Als die Deputierten sich über die Lage der Universität beklagten, antwortete er vielmehr: „die Universität kann nicht hier bleiben“ und bald nach seiner Abreise verlangte der Gouverneur, mit Beziehung auf einen Befehl des Kaisers, die Räumung aller der Universität gehörigen Gebäude“. — Dazu ist zu bemerken, daß die beiden ersten Berichtigungen vom Herausgeber zwar als Äußerungen eines „dritten

achtungswürdigen Lehrers, der ebenfalls als Augenzeuge spricht“, bezeichnet werden, daß man aber das Wort „Augenzeuge“ nicht gerade für diesen einen für die Beweisführung des betr. Aufsatzes unwesentlichen Punkt zu pressen braucht. Der Verfasser, dem nach dem Urteil des Herausgebers daran liegt, „den städtischen Behörden in Universitätsörtern ein neues warnendes Beyspiel aufzustellen, wie man Universitäten im Kriege erhalten und zerrütten kann“, mag zwar für alles Andre Augenzeuge gewesen sein, aber gerade eins der beiden Mitglieder der Universitätsdeputation, die er selber nennt (Seiler und Henrici), ist er sicher nicht gewesen, sonst hätte er es zweifellos bekundet. Die dritte Bemerkung ist schon kein Bericht mehr, sondern eine abwägende Betrachtung, der die Beweiskraft mangelt. — Ob der erste Bericht aus akademischen Kreisen tatsächlich von Seiler und Henrici stammt, wie man annehmen möchte, wird schwer zu beweisen sein, mindestens aber müssen die Verfasser gute Fühlung mit ihnen gehabt haben. Ausschlaggebend für die innere Wahrheit der Darstellung dürfte die völlige sachliche Übereinstimmung mit dem handschriftlichen Gieseschen Bericht sein und die Tatsache, daß beide Schilderungen sozusagen ohne jede Nebenabsicht rein historisch abgefaßt sind, während die andern Berichte eingestandenermaßen Polemik treiben. — Damit scheint mir die Tatsache erwiesen zu sein, daß Napoleon nicht den Befehl gegeben hat, die Universität Wittenberg aufzulösen, und sie auch nicht aus Wittenberg verwiesen hat, vielmehr versprochen hat, sich für eine — zeitweilige? — Verlegung beim König von Sachsen zu verwenden oder wenigstens, „darauf zu denken, wie allen geholfen werden könnte“. Diese in Aussicht gestellte Unterstützung Napoleons hat dann offenbar Veranlassung gegeben, daß bereits am 13. Juli 1813, also zwei Tage später, der akademische Senat auch seinerseits beschloß, eine Verlegung der Universität bei der sächsischen Regierung zu beantragen; jedenfalls schließt sich dieser Beschluß folgerichtig an das Versprechen des Kaisers an und verfolgt dasselbe Ziel. . . . Daß Napoleon sein Wort nicht gehalten hat oder nicht hat halten können, ist nicht verwunderlich. Die Zeit des Waffenstillstands war voll höchster politischer Spannung; es handelte sich für Napoleon darum, ob es ihm gelingen würde, Österreich von dem Anschluß an seine Feinde abzuhalten, und gleichzeitig sich auf alle Möglichkeiten militärisch vorzubereiten. Wie konnte er sich da für das Schicksal einer kleinen Stadt und einiger Professoren einsetzen, noch dazu, da ihn seine Besichtigungsreise durch die Elbfestungen immer weiter ab von dem Sitze der sächsischen Regierung, zunächst nach Magdeburg führte! — Man hat in unsern

Tagen den Wert militärischer Notwendigkeiten richtig einzuschätzen gelernt und wundert sich heute nicht mehr so, wie es vor 100 Jahren geschah, wenn man bereits unter dem 14. Juli im Gieseschen Tagebuch liest: „Je toller je besser. Die Universitaet mußte ihre Bibliothec räumen, weil der Platz zum Kranken (haus?) bestimmt wurde. Die Bücher wurden ins Provinthauß gebracht. Der Kayßer hat von Magdeburg aus bestimmte Ordre ohne jede Einwendung ertheilt, ein Lazarett zu 2000 Kranken hier zu errichten. Nun gehts force par tout, sie wollen unsere Kirche und Rathhauß dazu nehmen. 1000 Kranke sollen morgen schon kommen“. Für gewöhnlich wird die Sache so dargestellt, als habe Napoleon unmittelbar vor seiner Abreise den Befehl erteilt, die Universitäts-Bibliothek zu räumen, und hat gerade darin einen besondern Beweis kaiserlichen Übelwollens gesehen, und dies um so mehr, weil die Härte, mit der La Poype seine Anordnungen durchsetzte, dieser Meinung Vorschub leistete. — Indessen bringt auch hier wieder die frische, ungekünstelte Darstellung im Gieseschen Familienbriefe die ganz ungezwungene Erklärung. Die einfache militärische Notwendigkeit hat Napoleon veranlaßt, die Einrichtung großer Lazarette in Wittenberg zu befehlen, die Absicht, die Universität zu schädigen, hat ihm offenbar ganz fern gelegen. Eine andere Auffassung wäre kleinlich, wenn man alle angeführten Tatsachen abwägt. Erst die schroffen Anordnungen, die La Poype zur Ausführung dieses Befehls gab, haben dieser notwendigen Maßnahme den gehässigen, feindlichen Anstrich gegeben¹⁾. — Daß nach der Bibliothek auch die übrigen von der Universität z. Z. doch nicht mehr benutzten akademischen Gebäude angefordert wurden, ist selbstverständlich, und so war denn schließlich das Ergebnis dieses Besichtigungsbesuches Napoleons, trotz allen bewiesenen und durch Zeugen bekundeten Wohlwollens des gefürchteten Mannes, einmal die tatsächliche Verdrängung der letzten Spuren akademischen Lebens aus der Festung Wittenberg und zweitens der Beschluß des akademischen Senates, die Verlegung der Universität bei der Sächsischen Regierung zu beantragen.

Der erwartete Erfolg blieb jedoch aus, und es dauerte genau ein Jahr, bis die Antwort eintraf. Das hatte seinen guten Grund, denn inzwischen erfüllte sich das Schicksal Napoleons und mit ihm das des jungen sächsischen Königthums.

¹⁾ Auch aus Gerlachs Schilderung a. a. O. S. 10 und 11 geht hervor, daß La Poype persönlich die Anordnung getroffen hat und nicht Napoleon.

Die Schlacht bei Leipzig machte am 19. Oktober 1813 den König Friedrich August zum Gefangenen, und Sachsen kam als erobertes Land unter die Verwaltung zunächst des russischen Fürsten Repnin. — Noch grausamer war das Geschick der alten Lutherstadt, die erst nach einer drangvollen Belagerung und schweren Beschießung am 12./13. Januar 1814 mit stürmender Hand von den Preußen genommen und so von seinen Leiden erlöst wurde. Wenn damals der akademische Senat noch einmal vor die Frage gestellt worden wäre, ob die Universität in Wittenberg bleiben solle oder nicht, so wäre der Beschluß auf Verlegung sicher mit noch größerer Stimmenmehrheit gefaßt worden; denn der Zustand der Stadt machte es ganz unmöglich, dorthin zurückzukehren. Alle öffentlichen Gebäude waren in den Dienst des Krieges gestellt worden, waren ausgeräumt, baulich verändert, verschmutzt und zerschossen und bedurften kostspieliger und langdauernder Ausbesserungen und Neuanschaffungen. Zu den 100 Ruinen von 1760 waren hunderte von anderen getreten, fast kein Haus war unbeschädigt geblieben. Wo sollten die Professoren, wo die Studenten wohnen? wo sollten die Vorlesungen stattfinden? wer sollte in die verwüstete, verseuchte und verarmte Stadt einziehen? Vor Jahresfrist war nicht daran zu denken¹⁾. — Vor allen Dingen verhinderte aber die schwierige Lage der sächsischen Regierung eine schnelle Entscheidung. Allerdings hatte der sächsische Kirchenrat die Schmiedeburger Eingabe auf Verlegung der Universität zwar beachtet, aber nicht genehmigt, jetzt ernannte er nun, voller Interesse, die alte Pflegestätte der Wissenschaft zu erhalten, unter dem 6. Juli 1814 eine Kommission aus je einem Vertreter der vier Fakultäten, welche über die Finanzlage der Universität ausführlich berichten und eingehende Vorschläge über ihre Zukunft machen sollte. Die Kommission beauftragte ihrerseits den Professor Pölit mit dieser Aufgabe; dieselbe machte jedoch so viel Schwierigkeiten, daß der Bericht, welcher den Plan der Umgestaltung Wittenbergs zu einer Universität ersten Ranges enthielt, erst im März 1815 vollendet war, als Wittenberg bereits Preußen zugesprochen war²⁾.

Inzwischen hatte auch die Bürgerschaft Wittenbergs wohl erkannt, welcher Verlust ihr bevorstand, und im Grunde wohl auch eingesehen, daß das Verhängnis unabwendbar sei; andererseits beurteilte sie auch die politische Lage ganz richtig, erkannte, daß Preußen die Festung nicht wieder herausgeben

¹⁾ Maaß a. a. O. S. 128 ff.

²⁾ Hergberg S. 8.

würde, und wandte sich demgemäß mit ihrem Gesuche gleich unmittelbar an das preußische Gouvernement, das soeben die russische Verwaltung abgelöst hatte. Im November 1814 richtete der Vorsteher der Bürgerschaft Christian Carl Voigt und die Viertelmeister an den neuen preußischen Gouverneur von der Recke ein bewegliches Gesuch, in dem unter Nachweis all der erlittenen Kriegsunbilden der letzten acht Jahre um Wiedereinrichtung der Universität gebeten, aber auch schon der Vorschlag gemacht wurde, „in dem unglücklichen Falle, wenn ein höheres und allgemeineres Interesse vielleicht die Auflösung der Universität unabweisbar gebieten sollte, andere den hiesigen Verhältnissen angemessene Entschädigungen zu gewähren“. „Nur allein die Universität hat der hiesigen Stadt die Nahrung verschafft, durch welche sie früher in den Rang der blühendsten Mittelstädte Sachsens versetzt worden ist“, heißt es in der Begründung des Gesuchs, und dann wird nachgewiesen, daß durch die günstige Ausnutzung der Häuser infolge der starken Wohnungsnachfrage zur Universitätszeit der Verkaufswert der Häuser auf das Doppelte und Dreifache der in andern Städten üblichen Preise gestiegen sei, und daß nun durch die Entvölkerung eine allgemeine Zerrüttung der Vermögensverhältnisse stattfinden müsse¹⁾. — Das Gesuch blieb unbeantwortet. — Inzwischen trat durch den Beschluß des Wiener Kongresses vom 10. Februar 1815 die Teilung Sachsens ein und Wittenberg kam unter das preußische Zepter, und damit ging die Entscheidung, was aus Wittenberg werden sollte, auf Preußen über.

Es war eine schwere Aufgabe, die hiermit Preußen aufgebürdet wurde, denn es schien fast unmöglich, eine Bestimmung zu treffen, die allen in Frage kommenden berechtigten Wünschen, Interessen und Empfindungen Rechnung trug. — Rein praktisch lagen die Verhältnisse so, daß Preußen zu seiner eben gegründeten Berliner Hochschule und der älteren, schon zur Blüte gelangten, aber durch Napoleons zweimalige Aufhebung und die übrige Kriegsnot sehr zurückgegangenen Universität Halle nun die noch ältere, aber halb in Auflösung begriffene alma mater Vitebergensis hinzubekommen hatte, die alle drei so dicht beieinander lagen, daß sie sich gegenseitig in ihrem Gedeihen hindern mußten. Wittenberg besaß zwar ein erhebliches Vermögen, an barem Besitz allein über 300 000 Taler, und wenn man die Einkünfte aus den Universitätsdörfern und den Wiesenpächten kapitalisierte, so konnte man das fundus academicum

¹⁾ W. M. A. Bl. 1 a bis 6 a.

Vitebergense auf rund eine halbe Million Taler schätzen¹⁾). Und doch hätte dies große Vermögen nicht ausgereicht, um alle notwendigen Baulichkeiten und Anschaffungen auszuführen und nach Abzug dieser Kosten noch einen Bestand gut bezahlter Universitätslehrer aus sich heraus zu erhalten. — Staatsmittel aber waren bei der damaligen Finanzlage nicht vorhanden. Dagegen konnte man, wenn man die Mittel der beiden Hochschulen Halle und Wittenberg in Halle vereinigte, wo die nötigen Baulichkeiten und Lehrmittel in ausreichendem Maße vorhanden waren, beiden Universitäten helfen und so aus zwei mittelgroßen kränkelnden Anstalten eine große blühende Hochschule schaffen. — Auf der andern Seite fiel außerordentlich schwer ins Gewicht einmal die Pietät gegen die berühmte Hochschule Luthers und Melandthons und zweitens die Rücksichtnahme auf die schwer geprüfte Bürgerschaft Wittenbergs, der man mit der Universität tatsächlich ihren hauptsächlichsten Erwerb nahm. — Betrachtete man die Frage dann wieder von dem militärischen Standpunkt, nach dem Wittenberg als starke Festung ausgebaut werden sollte, so erschien die Wiedererrichtung der Universität nach den bösen Erfahrungen der letzten zehn Jahre mindestens nicht ratsam.

In diese Zeit des Schwankens der Regierung — Februar bis April 1815 — fällt anscheinend die Reise der Professoren Seiler und Pölitg nach Berlin, welche von dem Schmiedeberger Senat deputiert waren, um der neuen Staatsbehörde die Lage der Dinge und die Wünsche der nun schon zwei Jahre lang auf Entscheidung harrenden, nur auf ihre Gehälter angewiesenen, Professoren persönlich vorzutragen. Allerdings geschah dies wieder unter lebhaftem, wie es scheint, sogar direktem schriftlichen Widerspruch der nicht unbeträchtlichen Minderheit, die in Wittenberg bleiben wollte²⁾). Man darf wohl als sicher annehmen, daß diese Audienz durch die völlig sachkundigen Erläuterungen, die Pölitg durch seine Vorstudien zu geben in der Lage war, einen direkt bestimmenden Einfluß auf die Entscheidung ausgeübt hat; und so kam es denn, was unvermeidlich war und was man auch heute noch nach reiflicher Prüfung als das für die Regierung damals allein Mögliche anerkennen muß: „Es wurde die Vereinigung der älteren Wittenberger Fridericiana mit der jüngeren Friedrichsuniversität in Halle im Prinzip beschlossen und durch die an das Ministerium des Innern gerichtete Königliche Kabinettsordre vom 12. April 1815

1) Nach einer von Pölitg 1814 gemachten Aufstellung, die zum Teil bei Herzberg S. 16 in einer Fußnote abgedruckt ist.

2) Herzberg S. 16.

in aller Form ausgesprochen“¹⁾). Allerdings scheint man diesen Beschluß und diese Kabinettsordre vorderhand geheim gehalten zu haben, zweifellos, weil man erst noch eine geeignete Entschädigung für Wittenberg ausfindig machen wollte. — Wenigstens wußte man acht Wochen später in Wittenberg noch nichts davon. Denn am 7. Juni wendet sich die Bürgerschaft in einem mit allen erdenklichen Gründen ausgestatteten Gesuch um Beibehaltung der Universität direkt an den neuen Landesherrn, „legt diese Angelegenheit, von welcher die Bedingung unserer jetzigen und künftigen Wohlfahrt abhängt, vertrauensvoll in Ew. allerhöchsteignen hilfreichen Hände“ und erinnert an sein in seiner ersten landesherrlichen Proklamation gegebenes Versprechen, „den Lehranstalten Sachsens als vieljährigen Pflegerinnen deutscher Kunst und Wissenschaft besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden“²⁾). — Schon sechs Tage später antwortet der König:

„Ich werde mich freuen, wenn eine glücklichere Zeit dem Wohlstand Wittenbergs das Gedeihen gibt, welches die Einwohner nach den durch den Krieg erlittenen Drangsalen zu erwarten berechtigt sind, und Ich werde dazu Meiner Seits gern beitragen. Zu dem Ende habe Ich auch den Antrag der Vorsteher und Repräsentanten der Bürgerschaft vom 7. d. M. wegen Wiederherstellung der dortigen Universität einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und werde, sobald die Resultate derselben feststehen, auf diesfallsigen Vortrag das Weitere darüber bestimmen.

Berlin, 13. Juni 1815.

Friedrich Wilhelm“³⁾).

Ob man doch wieder schwankend geworden war oder nur zögerte, die herbe Wahrheit einzugestehen? — Indessen mehrten sich für den, der sehen wollte, die Anzeichen, wohin die Fahrt ging. Schon 14 Tage später (1. Juli) schreibt der Freiherr von Hardenberg im Auftrag des Königs unter dem Versprechen des größten Wohlwollens und der steten Fürsorge für den Wohlstand der Stadt bereits deutlicher: „in dieser Hinsicht wird es einer gründlichen Prüfung annoch unterliegen, ob und gegen welche der Stadt zuzuwendenden Vortheile die Auflösung der Universität geschehen könne“⁴⁾).

Inzwischen hatte sich in Schmiedeberg, wohin die Professoren Pölitß und Seiler vermutlich die vertrauliche Nachricht mitgebracht

¹⁾ Hertßberg S. 16 unten. Gerade für diese wichtige von Hertßberg durch Sperrdruck hervorgehobene Bekundung wäre dem Verfasser eine Bestätigung durch Nachprüfung besonders erwünscht gewesen.

²⁾ W. M. A. Bl. 7 und 8 a.

³⁾ W. M. A. Bl. 9 a.

⁴⁾ W. M. A. Bl. 12 a.

hatten, daß die Wiederherstellung Wittenbergs so gut wie ausgeschlossen sei, ein langsamer Auflösungsprozeß des akademischen Lehrkörpers vollzogen. Wer irgend wo anders ein Unterkommen fand oder einen Ruf bekam, griff ohne weiteres zu, um aus den ganz unsicheren Verhältnissen herauszukommen; namentlich die Juristenfakultät zerstreute sich Anfang des S. S. 1815 in alle Winde, unter ihnen der letzte Rektor der Universität Wittenberg, der Kgl. Sächsische Hofgerichtsrat Dr. jur. Karl Klien. Auch Mitglieder anderer Fakultäten taten dasselbe, die übrigen — es waren noch 13 ordentliche Professoren — schickten, nachdem der förmliche Übergang an Preußen erfolgt war, wieder eine Deputation (die Professoren Kletten und Gruber) nach Berlin, welche die Regelung ihrer Verhältnisse durchsetzen sollte. Sie brachte den Auftrag mit, festzustellen, wer von den Dozenten in den Ruhestand treten, wer in Wittenberg bleiben und wer nach Halle gehen wollte; bis zur völligen Regelung wurde allen die Erlaubnis gegeben, vorläufig in Halle die Vorlesungen fortzusetzen gegen ein Honorar von 300 Talern für den Professor ordinarius und 150 Talern für den Extraordinarius und den Dozenten¹⁾.

Sobald dies in Wittenberg bekannt wurde, beschwerte sich am 3. Juli die sehr energische Bürgerschaft unter ihrem Vorsteher Voigt, der wie ein Löwe für die Erhaltung der Hochschule kämpfte, beim Rat der Stadt und ersuchte ihn, höhern Orts deswegen vorstellig zu werden, und schon am 4. Juli richtete der Rat ein ausführlich begründetes Bittgesuch an „Ein hochpreisliches Departement des Kultus und des öffentlichen Unterrichts“ um „Beibehaltung der Universität Wittenberg an ihrem Stiftungsorte“²⁾. — Aber bereits drei Wochen später, Ende Juli 1815, muß die Bürgerschaft schon wieder in einer Eingabe an das Generalgouvernement zu Merseburg dagegen Verwahrung einlegen, daß jetzt bereits die Universitätsgebäude der Kommandantur für militärische Zwecke gänzlich überlassen werden sollten, sie verlangt, daß man damit wenigstens warten solle, bis die Entscheidung von Seiten des Königs gefallen wäre³⁾, erhält aber unter dem 17. August 1815 vom Gouverneur die ausweichende Antwort, daß das Gouvernement unmittelbar nichts in der Angelegenheit tun kann. Das betreffende Schreiben trägt übrigens bezeichnenderweise die Aufschrift: „Die zu sistierende Räumung der Universität und ihrer Gebäude betr.“⁴⁾. — Jetzt scheint man nun auch in der Bürgerschaft erfahren oder eingesehen zu haben,

1) Hertberg S. 18 bis 19.

2) W. M. A. Bl. 12b bis 18b.

3) W. M. A. Bl. 13 bis 15a.

4) W. M. A. Bl. 16a.

daß die Entscheidung längst gefallen war und daß man für eine verlorene Sache kämpfte; wenigstens finden sich bis zum April 1817 keine weiteren Nachrichten darüber bei den städtischen Akten. — Es soll aber noch einmal rühmend hervorgehoben werden, daß die „Bürgerschaft“ nicht müde geworden ist, die Ansprüche der Stadt zu verteidigen, so lange eine Spur von Aussicht auf Erfolg vorhanden war, und daß sie hierbei vom Rat der Stadt energisch unterstützt wurde.

Trotzdem vergingen von diesem entscheidenden S. S. 1815 bis zur völligen Regelung aller Verhältnisse noch zwei Jahre, aus denen folgende Einzelheiten der Erwähnung wert sind:

Im März 1816 wurde von dem Ministerium des Innern eine gemischte Kommission von Wittenberger und Hallenser Professoren unter Vorsitz des Kanzlers Niemeyer ernannt, welche die Aufgabe hatte, einen ausführlichen Plan zur Vereinigung beider Universitäten zu entwerfen, dabei aber darauf Bedacht zu nehmen, daß das gesamte Vermögen der Universität Wittenberg unter der Benennung „die Wittenberger Foundation“ in Wittenberg besonders verwaltet werden sollte. Auf diese Weise und durch Erhaltung des Namens in dem Doppelnamen Halle-Wittenberg suchte man wenigstens einigermaßen dem Bedürfnis der Pietät gegen die ehrwürdige Geschichte Wittenbergs gerecht zu werden. — Endlich hatte man auch den gesuchten Ersatz gefunden, indem man einen schon 1815 aufgetauchten Gedanken weiter ausbildete und für Wittenberg ein Predigerseminar in Aussicht nahm, an dem drei Mitglieder der Wittenberger theologischen Fakultät, die Professoren Nitsch, Schleußner und Heubner, als Lehrer tätig sein sollten. — Zugleich wurde bestimmt, daß von der großen Bibliothek alle theologischen und philosophischen Werke in Wittenberg verbleiben und nur die andern nach Halle überführt werden sollten. — Und so konnte denn am 12. April 1817 — also genau zwei Jahre nach jener ersten entscheidenden Kabinettsordre — König Friedrich Wilhelm III. die Schlußurkunde unterzeichnen, durch welche die Vereinigung der beiden Universitäten, die Einrichtung des Wittenberger Predigerseminars und die genauen rechtlichen Verhältnisse und Beziehungen dieser drei Anstalten zueinander festgelegt wurden¹⁾.

Eigentümlich berührt es, daß angesichts dieser Tatsachen die städtischen Behörden von Wittenberg noch einmal unter dem 19. April 1817 ein Gesuch um Wiederherstellung der Universität an den König richteten, worauf sie dann unter dem 30. April folgenden etwas förmlich klingenden Bescheid erhielten:

¹⁾ Hertzberg S. 20 und 21; die „Vereinigungsurkunde“ ebenda S. 22—24.

„Da die Auflösung der Universität Wittenberg auf gründlicher Erwägung aller Verhältnisse, welche mit derselben im Zusammenhange standen, beruht, solche auch bereits völlig in Ausführung gebracht worden ist, so kann die von dem Magistrat am 19. d. M. nachgesuchte Wiedereinrichtung derselben nicht stattfinden. Die Stadt darf sich aber der Vorsorge des Staats in allen andern zulässigen Beziehungen versichert halten.

Berlin, den 30. April 1817. Friedrich Wilhelm“¹⁾.

Dieses Kabinettschreiben traf am 5. Mai in Wittenberg ein und „wurde am 6. Mai 1817 im Magistrat vor versammelten Bürgervorsteher und Viertelsmeistern mittelst langsamer und deutlicher Verlesung desselben seinem ganzen Inhalt nach bekannt gemacht. — Allerseits Anwesende bezeugten den Schmerz und die Betrübniß, womit sie die darin ausgesprochene Auflösung der hiesigen Universität erfüllte, und der Herr Bürgervorsteher Voigt insonderheit übergab ein Schreiben als den Ausdruck seiner Empfindungen und Wünsche, welches ad Protokollum genommen ward“²⁾. Das noch vorhandene Schreiben gab in schwungvollen, ernsten und tiefempfundenen Worten dem Schmerz um den Verlust und der Hoffnung auf Ersatz Ausdruck³⁾ — und so wurde denn in dieser denkwürdigen Sitzung die alte Universität Wittenberg feierlich und würdig zu Grabe getragen. Der entsprechende feierliche Akt der Vereinigung der beiden Universitäten in Halle fand am 21. Juni 1817 im Generalkonzil der Universität statt, bei dem die Wittenberger Professoren aufgenommen und vereidigt wurden und der bisherige Wittenberger Professor der historischen Hilfswissenschaften Dr. Gruber zum Rektor gewählt wurde⁴⁾. Das Predigerseminar endlich, das zunächst für 25 Stipendiaten bestimmt war, wurde am 1. November 1817 von König Friedrich Wilhelm III., der am gleichen Tage aus Anlaß der 300jährigen Jubelfeier der Reformation den Grundstein zum Lutherdenkmal legte, in der Schloßkirche, die fortan zur Erinnerung an die Universitätszeit auch zur Seminarkirche bestimmt wurde, feierlichst eingeweiht.

¹⁾ W. M. A. Bl. 19 b. Das städtische Gesuch findet sich nicht bei den Akten; die Tatsache geht aber deutlich aus dem königlichen Antwortschreiben hervor.

²⁾ W. M. A. Bl. 20 b.

³⁾ W. M. A. Bl. 21 b.

⁴⁾ Hertzberg S. 30.

Faßt man nun zurückblickend noch einmal das Ergebnis der vorstehenden Untersuchung zusammen, so dürfte folgendes erwiesen sein:

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts befanden sich die baulichen, hygienischen und allgemeinen Verhältnisse der Stadt Wittenberg, sowie der wissenschaftliche Stand der Universität in einem durchaus befriedigenden Zustand, der zu den besten Hoffnungen für die Weiterentwicklung berechtigte.

Erst mit dem Hineinziehen Wittenbergs in die Napoleonischen Eroberungskriege beginnt der Niedergang, insofern durch die Kriegswirren der Betrieb der Universität wiederholt und langdauernd gestört wurde. Den letzten Anstoß gab die wiederholte Belagerung, Beschießung und die Erstürmung in dem Wittenberger Unglücksjahr 1813/14.

Mit dem W. S. 1812/13 hörte tatsächlich das akademische Leben in der Stadt Wittenberg auf. Im Juli 1813 wurden durch Inanspruchnahme aller akademischen Gebäude für militärische Zwecke die letzten Spuren desselben aus Wittenberg entfernt.

Wenngleich Napoleon mittelbar die Schuld an diesem letzten Ereignis trug, indem er 2000 Krankenlagerstellen von Magdeburg aus anforderte, so ist es falsch, ihn als denjenigen hinzustellen, der durch ein Machtwort die Universität Wittenberg aufgelöst hätte. Er hat dies Wort nicht gesprochen, er hat vielmehr ihre Vertreter durchaus wohlwollend behandelt und ihnen eine Förderung ihrer Wünsche in Aussicht gestellt. (Mit diesen beiden Beziehungen ist Napoleons persönlicher Einfluß auf die Entwicklung der Frage erschöpft.)

Diese Wünsche bezogen sich auf zeitweilige oder gänzliche Verlegung der Anstalt.

Es steht fest, daß sie von den Vertretern der Universität zuerst ausgesprochen und unmittelbar nach der Audienz bei Napoleon in Form eines Senatsbeschlusses an die sächsische Regierung weitergegeben worden sind.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß alte Zwistigkeiten zwischen Akademie und Magistrat den Boden vorbereitet haben, auf dem dieser Beschluß erwachsen konnte. Tatsache geworden ist er durch die überaus schwierigen Verhältnisse, unter denen die Professoren zu leben hatten und durch die Hoffnung auf Napoleons Unterstützung.

Praktisch blieb er zunächst ohne Erfolg, insofern die sächsische Regierung die Verlegung ablehnte und nur eine genaue Prüfung der Verhältnisse und einen Bericht darüber anordnete.

Aber sobald durch den Beschluß des Wiener Kongresses vom 10. Februar 1815 die Teilung Sachsens ausgesprochen war, setzten die Bemühungen der für die Verlegung eintretenden Professoren wieder ein, das preußische Staatsministerium für ihren Plan zu gewinnen. Sie hatten Erfolg weil ihre Wünsche mit den staatswirtschaftlichen Erwägungen der preußischen Regierung in einer Richtung liefen, und so kam es, daß schon wochenlang, bevor der König von Sachsen in die Abtretungsbedingungen eingewilligt hatte, die Königlich Preußische Kabinettsordre vom 12. April 1815 ergangen war, durch welche die Vereinigung von Wittenberg und Halle verfügt wurde.

.....

Das Ende der alten berühmten Hochschule Luthers ist also nicht etwa in der Form eines langsamen Hinwelkens infolge innerlicher Kraftlosigkeit erfolgt, auch nicht durch den Machtspruch eines Napoleon, ebenso wenig durch die Schuld irgend einer Behörde, etwa des akademischen Senats oder des Rates der Stadt, sondern einzig und allein durch die Entwicklung der durch Napoleons Auftreten von Grund aus in Aufruhr gebrachten Weltgeschichte.

* *

Nachtrag.

Noch einmal tauchte der Gedanke, die Universität nach Wittenberg zurückzurufen, auf in dem tollen Jahr 1848, angeregt durch den phantasiebegabten Organisten Carl Kloss, der bereits am 29. April den Magistrat aufforderte, bei der Nationalversammlung die Zurückverlegung der Universität zu beantragen¹⁾. Er verlangte, daß das Predigerseminar aufgelöst werden sollte, „weil es sich nicht bewährt habe, vielmehr als ganz unpopulär und auf lichtvolle Geistesentwicklung und Toleranz nachteilig einwirkend bezeichnet werden müßte“. Dafür schlug er vor, „— sofern die Universität nach Wittenberg zurückzuführen, nicht gelingen sollte — eine Lehrerakademie mit pädagogischen und philosophischen Lehrstühlen im Verein

¹⁾ Die ganze Schilderung dieser Sache beruht auf dem dritten Teil des oft angeführten städtischen W. M. A.-Stückes.

eines Conservatoriums für besseres Orgelspiel der Kirche zu Wittenberg zu gründen“¹⁾).

Magistrat und Stadtverordnete nahmen den Vorschlag mit Feuereifer auf und richteten ein Gesuch an die Nationalversammlung um Zurückverlegung der Universität. Der Bürgermeister Fließbach, der als Abgeordneter für Wittenberg in der Versammlung saß²⁾, nahm sich der Sache an, obgleich er sie für aussichtslos hielt und arbeitete eine sehr geschickte Begründung des Antrages aus, die namentlich darauf fußte, daß es nicht angängig sei, Stiftungsgelder an einem andern Ort zu verwenden, als der Wille des Stifters bestimmt hätte. Er bat mindestens um Einrichtung einer theologischen Fakultät in Verbindung mit einer philosophischen und philologischen, erklärte jedoch, auch schon mit einem Lehrerseminar zufrieden zu sein, wenn damit zugleich eine großartige pädagogische Bildungsanstalt für Lehrer an Gymnasien und andern höhern Schulen in Verbindung gesetzt werden könnte. Selbst ein höheres Gericht hätte er als Entschädigung genommen.

Wie zu erwarten war, ist aus all diesen Träumen natürlich nichts geworden, und wie wenig in dieser Beziehung in unsern Tagen zu erhoffen ist, das beweist die traurige Tatsache, daß man keinen Anstoß daran nahm, ausgerechnet im 400 jährigen Gedächtnisjahr der Gründung der Universität Wittenberg, 1902, das Wittenberger Predigerseminar durch Beschränkung der Stipendien zum Zweck der Einrichtung eines Konvikts und besonders durch die Wegnahme des dritten Direktors auf die Stufe aller übrigen Provinzialseminare herabzudrücken und ihm so die einzige Erinnerung zu rauben, daß es kein gewöhnliches Seminar, sondern ein Stück Universität sein sollte. Es ist zu bedauern, daß damals die berufenen Verteidiger der Rechte Wittenbergs nicht rechtzeitig oder eindringlich genug vorstellig geworden sind. Vielleicht bietet die bevorstehende Jahrhundertfeier des Seminars eine passende Gelegenheit, den auf geschichtlicher Entwicklung und königlicher Willensmeinung beruhenden Anspruch desselben auf eine Ausnahmestellung vor den andern Provinzialseminaren wieder zu befriedigen.

1) Er brachte damit die auf zwei kurz zuvor in Berlin stattgefundenen Versammlungen von „Gelehrten und Lehrern“ zu Tage getretenen Vorschläge zum Ausdruck.

2) Und zwar in der Preussischen N.-V. zu Berlin; in Frankfurt war Wittenbergs Abgeordneter der Major Deetj.

